



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Meine Reisen in Syrien und Palästina

Said-Ruete, Rudolph

Berlin, 1898

[urn:nbn:de:gbv:46:1-15532](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:46:1-15532)

6)

Meine
Reisen in Syrien
und
Palästina

mit
besonderer Berücksichtigung der dortigen Deutschen Tempelgemeinden.

Mit einer Karte.



Vortrag

von

Said Ruete, ✓

Prem.-Leutnant.



Die Versammlung fand statt am **Donnerstag, den 12. Mai 1898**
im grossen Saale des **Hôtel Kaiserhof**.

Nachdem der Vorsitzende Se. Durchlaucht der *Prinz von Arenberg* die Versammlung eröffnet hatte, verlas der Schriftführer, Herr *Selberg*, die Namen der neu eingetretenen Mitglieder wie folgt:

Oskar Neumann, Afrikareisender. — *Henry Fels*, Kaufmann. — *Spring*, Kapitän. — *von Berg*, Major a. D. — *Kleinke*, Rentier. — *von Arnim*, Major a. D. — *Göge*, Eisenbahninspektor. — *Gotzheim*, Generalmajor z. D. — *M. Winterfeldt*, Justizrat. — *Alfred Pützold*, Dr. phil. — *von Gülpen*, Kaufmann. — *Edler v. d. Planitz*, General. — *Ernst Schellhass*, Kaufmann. — *Edmund Beurten*. — *von Cranach*, Oberst. — *Kurt Leuschner*, Kaufmann. — *Abbes*, Major a. D. — *von Mackensen-Astfeld*, Major a. D.

Hierauf erhielt Herr Prem.-Leutnant *Said Ruete* zu seinem Vortrage: „Meine Reisen in Syrien und Palästina“ das Wort:

Mit aufrichtiger Freude begrüsse ich die ehrende Aufforderung des hohen Vorstandes der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft in ihrer Mitte einen Vortrag über eine mehrwöchentliche Reise in Syrien und Palästina, welche mir im Jahre 1894, während eines einjährigen Kommandos zum Kaiserlichen Konsulat für Syrien zu Beirut auszuführen vergönnt war, zu halten.

Begreiflicherweise wird sich manchem die Frage aufdrängen, welcher Zusammenhang zwischen jenen Ländern und der deutschen Kolonialbestrebung eigentlich besteht. Und so möchte ich denn, bevor ich auf die Einzelheiten meiner Reise, zu der Beschreibung von Land und Leuten übergehe, dieser Frage näher treten und dieselbe zu beantworten versuchen.

Wir alle wissen, dass unser einiges Vaterland mit der Stunde, wo weitsehende Männer auf der Dünenküste von Angra-Pequena das deutsche Banner entrollten, in den Kreis der Kolonialmächte Europas eingetreten ist. Noch sind seit jenem denkwürdigen Tage keine 2 Jahrzehnte verflossen, und ein jeder Deutscher, der einen Atlas zur Hand nimmt, kann mit berechtigtem Stolze ersehn, welche grossen Gebiete des Erdkreises wir heute zu unseren Kolonien zählen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die unstreitbaren Vorzüge unserer Kolonisation, zu der einzelne opferfreudige vaterlandsliebende Männer und zielbewusst voranstrebende Gesellschaften in allererster Linie die Anregung gaben, näher zu beleuchten.

Vielmehr habe ich am heutigen Abend die Absicht, Ihre geneigte Aufmerksamkeit auf jene deutschen Kolonien zu lenken, welche innerhalb fremdländischer Grenzpfähle die Vorposten deutscher Kultur und Gesittung darstellen, und welche wohl wert sind, die Sympathien des Heimatlandes in hervorragender Weise zu geniessen.

Tausend und abertausende von Deutschen verlassen alljährlich mit Weib und Kind die vaterländische Scholle, um in fernen Weltteilen ihrem Glücke nachzujagen oder um sich eine neue Existenz zu gründen.

Erwiesenermassen geht ein bedeutender Prozentsatz dieser Leute, sowie sie der Heimat den Rücken gekehrt haben, dem Deutschtum verloren. Im harten Kampfe um das Dasein, inmitten einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, verlieren sie schnell das Gefühl der Zugehörigkeit zum Vaterlande; dasselbe bietet ihnen auch keine greifbaren Vorteile mehr, und so wird das Deutschtum schneller abgestreift, als man gemeinhin annimmt.

Wie weit erfreulicher stellen sich hingegen die Verhältnisse dort dar, wo sich, wie z. B. in Südbrasilien — in den Provinzen St. Catharina und Rio Grande do Sul — sowie in Syrien und Palästina — dem Gebiete meines heutigen Vortrages — lebenskräftige rein deutsche Ansiedlungen finden,

in denen die Liebe und das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande gepflegt und bethätigt wird.

Gestatten Sie mir zunächst auf die Geschichte der deutschen Kolonien Syriens und Palästinas hier näher einzugehen. In den 50^{er} Jahren unseres Jahrhunderts erwachte in Württemberg unter der Leitung von Christoph Hoffmann eine religiöse Bewegung, welche in den Weissagungen der Propheten des alten Testaments ihr religiöses und sociales Programm für den Ausbau der christlichen Gemeinde fand.

Diese durch glühende Begeisterung getragene Bewegung führte im Jahre 1860 zur Konstituierung der freien Religionsgesellschaft des Tempels oder der Jerusalemsfreunde; diese Tempelgemeinde sah es als ihre nächstliegende Aufgabe an, eine Idealgemeinde im Lande der Verheissung darzustellen, um dann von hier aus neu belebend auf die kirchlichen und socialen Verhältnisse Europas einzuwirken. Aus dieser Auffassung heraus wurde im Jahre 1868 zur Gründung einer Kolonie in Haifa und fast gleichzeitig auch in Jaffa geschritten. Später wurden auch in Sarona bei Jaffa und vor den Thoren Jerusalems seitens der Templer Kolonien gegründet.

Ich werde im Laufe meines Vortrages eine kurze Beschreibung der einzelnen Kolonien geben und hoffe, dass mein Vortrag ein wenig dazu beitragen möge, erneut das Interesse für jene Länder wach zu rufen, welche — ganz abgesehen von ihrer kulturhistorischen und religiösen Bedeutung — für viele hunderte deutscher Bürger eine neue Heimat geworden sind. Für Länder, wo deutscher Fleiss und deutsches Wesen bereits Bedeutendes geleistet haben, und vor allem bei thatkräftiger Förderung weit mehr leisten könnten.

Und so komme ich denn nunmehr zur Beschreibung meiner Reise und bitte Sie, hochverehrte Versammlung, mir im Geiste nach dem sonnigen Süden zu folgen. —

Der Orient bildet alljährlich das Ziel tausender von Reisenden und im steten Zuwachs ist der Strom der Fremden

begriffen. Besonders Unter-Egypten, in wenigen Jahrzehnten den Fortschritten europäischer Kultur erschlossen, bildet sich immer mehr zum Winteraufenthalt wohlsituerter Europäer, in Sonderheit der englischen high-life, aus.

Anders mit Syrien und Palästina. Ist auch die Zahl der alljährlich Jerusalem und Damaskus besuchenden Fremden keine unbedeutende, so lässt sich dieselbe mit derjenigen Egyptens nicht parallelisieren.

Sehr gering hingegen ist noch die Zahl derer, die sich den Unannehmlichkeiten einer Reise durch das Land unterziehen. Hier ist man als einzigstes Transportmittel auf das Pferd, für einzelne Wüstenstrecken auf das Kamel angewiesen. Aber wer Müdigkeit, schlechte Unterkunft und die Einförmigkeit des Zeltlebens nicht scheut, wird sich durch die Mannigfaltigkeit seiner Erlebnisse reich entschädigt fühlen.

Ich hatte mir das Frühjahr als Reisezeit gewählt, und nachdem die einzuschlagende Route festgestellt, die vielfachen Vorbereitungen beendet, trat ich an einem der letzten März tage mit Sonnenaufgang die Reise von Beirut aus an.

Meine Begleitung bestand aus einem Dragoman des Konsulats, einem feingebildeten Levantiner, sowie der erforderlichen Dienerschaft. Das Gepäck, auf das Nötigste beschränkt, wurde von zwei Maultieren getragen.

Ich war bekleidet mit einem leichten Reitanzuge, einem Tropenhelm mit Schleier zum Schutz des Nackens und einem langen weissen Mantel zum Schutze gegen Staub und zur Abwehr der Sonnenstrahlen.

Für den ersten Tag war Sidon das Reiseziel. Der Weg führt zumeist hart der Küste entlang und ist derartig schlecht, dass er auf die Bezeichnung einer Strasse nicht Anspruch erheben kann. Sehr steinig und rauh, ist er an vielen Stellen so eng, dass das Ausweichen mit einer entgegenkommenden Karawane fast unmöglich erscheint. Und dieser Karawanen sind viele. Ich zählte solche von einer Länge von 30 Kamelen, welche hintereinandergebunden, beladen

mit den Erzeugnissen des Landes, den seit Jahrtausenden benutzten Pfad nach Beirut zogen. Eine solche Karawane ist von etlichen Beduinen begleitet, von denen stets einer, auf einem Esel reitend, den Zug eröffnet. Ich kann mich nicht entsinnen, je einer Karawane begegnet zu sein, die nicht von einem Langohr angeführt worden wäre.

Schon bei unserem Aufbruch hatte sich der Himmel mit dichtem Gewölk bezogen, grosse Scharen von Zugvögeln flogen wie gescheucht und unter lautem Gekreisch dem Gebirge zu. Ein orientalischer Regenguss, gegen den unsere Platzregen noch milde erscheinen, war im Anzuge. Rechtzeitig erreichten wir nach ca. dreistündigem Ritt die Behausung eines Emirs des Libanon, jener vielen Abkömmlinge aus fürstlichem Geblüt, die, wenn sie auch Mittel und Macht verloren, ihren angeborenen Stolz nie verlieren werden.

Wie alte Bekannte wurden wir empfangen und unter der Versicherung, dass sein Haus durch unser Erscheinen besonders geehrt würde, von dem Herrn des Hauses, Emir Chalil, in den Empfangsraum geführt. Mit den Gebräuchen des Orients leidlich bewandert, nahm ich den Ehrenplatz auf dem um den ganzen Raum herumlaufenden Divan ein, schlug das eine Bein über das andere, und nun begannen die endlosen Höflichkeitsphrasen, die ich im schlechten Arabisch kaum zu erwidern vermochte, hätte der Dragoman nicht immer nachgeholfen. Mindestens zum dritten Male hatte mir der edle Emir sein Haus und Hof zur Verfügung gestellt, als der Kaffee und die Cigaretten gebracht wurden. Dann erhielt ein jeder seine Wasserpfeife und das Gespräch wurde fortgesetzt. Der Regen liess nach, und ich mahnte zum Aufbruch. Aber hier hatte ich die Rechnung ohne Emir Chalil gemacht. „Was, Du willst weiter reisen, wo bereits in der Küche das Mahl bereitet und für die Nacht Dein Bett hergerichtet wird?“ Bei diesem Ansturm der Gastfreundschaft versagten meine arabischen Redewendungen. Nach längerer Debatte erklärte mir der Dragoman, dass es unmöglich wäre, vor genossener Mahlzeit das Haus zu ver-

lassen, und dass der brave Wirt noch nicht glauben könne, dass ich sein Nachtlager verschmähte. Was half's, ich musste essen und Limonade trinken, und als ich aufbrach, wollten die Vorwürfe kein Ende nehmen. Meine Begleitung war auch auf das beste gepflegt und die Tiere gefüttert worden. Mit den überschwänglichsten Segenswünschen liess mich der Gute endlich ziehen, mir noch eine Strecke das Geleit gebend.

Nochmals brach das Unwetter los, aber diesmal war kein Obdach in der Nähe; so zogen wir denn, ganz durchweicht, denn mein Kautschukmantel war nicht für orientalische Regengüsse präpariert, gen Sidon. Ein Freund des Dragomans, vorher benachrichtigt, erwartete uns etwa eine halbe Stunde vor dem Ort und begleitete uns nach dem Hause des deutschen Vizekonsuls, einem Levantiner, der uns auf das gastlichste empfing. Den nächsten Tag blieben wir in Sidon, denn erstens war das Wetter zur Fortsetzung der Reise nicht günstig und dann hatte ich infolge des langen Aufenthalts bei Emir Chalil noch nichts von Sidon gesehen. Sidon, schon zu homerischer Zeit eine der grössten Städte der alten Welt, ist jetzt ein Ort von 15 000 Seelen mit fast nur mohammedanischer Bevölkerung, die wegen ihres Fanatismus bekannt ist. Die Stadt selbst bietet wenig. Ein Gewirr enger Gassen, in den Bazaren ein reger Verkehr echt arabischer Gestalten. Interessant ist der Hafen. Derselbe ist nach dem Meere durch gewaltige Klippen abgeschlossen, die an einzelnen Stellen durch grosse Quadergefüge verbunden sind. Im Norden wird der Hafen durch eine vorgelagerte Insel abgeschlossen, auf der sich eine wohl aus dem 13. Jahrhundert stammende Citadelle befindet, die mit dem Festland durch eine Steinbrücke mit 8 Bogen verbunden ist. Der Stolz der Einwohner sind ihre Orangen- und Citronen-Gärten, die sich im grossen Umkreis um die Stadt herumziehen. In neuester Zeit hat Sidon durch die reichen Schätze, welche bei den Ausgrabungen der zahlreichen Nekropole gefunden wurden, das Interesse weiter Kreise auf

sich gelenkt. In einer Grabkammer wurden 1887 siebzehn prachtvolle griechische und phönizische Marmorsarkophage entdeckt, welche nach Konstantinopel gebracht wurden und infolge ihrer künstlerischen Ausführung die grösste Sehenswürdigkeit des dortigen Museums bilden.

Am folgenden Tag setzten wir unsere Reise nach dem geschichtlich berühmten Tyrus (oder Sur) fort. Etwa eine Stunde ist der Weg als fahrbar zu bezeichnen, dann wird er zum Saumpfad. Wir passierten mehrere durch den Regen stark angeschwollene Flüsse, aber nicht auf den Brücken, denn diese sind seit Monaten eingestürzt und niemand denkt daran, sie wieder aufzuführen. In den meisten Fällen ist das Wasser zu tief, als dass die Pferde durchwaten können, so durchschwimmen sie denn den oft recht stark dahinströmenden Fluss und dazu mit einer Gewandtheit, die wohl nur dem arabischen Pferde eigen ist. Unter den üppigen Oleanderbäumen des Litani machten wir gegen Mittag Rast und waren um vier Uhr in Tyrus, jetzt ein kleiner unbedeutender Ort. Bei dem Vornehmsten des Ortes fanden wir die gastfreieste Aufnahme. Der Sohn des Hausherrn begleitete mich nach der Stätte der alten Kreuzfahrerkerche. Hier soll sich nach Annahme vieler Geschichtsforscher das Grab des im Flusse Salef verunglückten Kaisers Friedrich Barbarossa befinden; die Ausgrabungen haben jedoch keine Sicherheit über die Lage des Grabes gegeben. Von der alten Kirche sind kaum noch die Grundmauern erhalten, sie hat zumal in den letzten Jahren als Fundgrube für Bausteine gedient; die türkische Regierung hat diesem Vandalismus keinen Einhalt geboten. Im Innern liegen schöne Säulen aus rotem Granit umher, die wohl als Schmuck der Pfeiler dienten. Rings um die Kirche zieht sich die frühere Begräbnisstätte der Kreuzfahrer, auf einem Terrain gelegen, welches dem Sultan persönlich gehört und nicht betreten werden darf. Das Ziel des nächsten Tages war Haifa am Fusse des Karmel. Der Weg, stets der Küste folgend, ist sehr beschwerlich. An vielen Stellen in den Felsen gehauen und sehr schmal,

ist auf der einen Seite der senkrechte Absturz — bis 200 m und mehr — zum Meere, auf der andern steigt der Felsen fast rechtwinklig an, so dass ein Ausweichen oft recht unangenehm ist. Der Tag war sehr heiss und nirgends bot der Weg Schatten. Gegen Mittag rasteten wir in einem Fellachenhause am Wege und nahmen ein einfaches Mahl, aus Eiern und Milch bestehend, zu uns. Da wir im Fastenmonat der Muhamedaner waren, verschmähten trotz grosser Abspannung unsere Leute, irgend etwas zu essen oder gar zu trinken, sondern verrichteten, nachdem sie am Rande eines Wasserbassins die vorgeschriebene Waschung vorgenommen hatten, barhäuptig ihre Gebete. Als wir im weiteren Marsche einige Orangen kaufen wollten, verweigerte der Besitzer des Gartens auf das entschiedenste diese erfrischende Frucht. „Es ist Fasten, und einem Christen werden wir nie etwas geben,“ war die Antwort des fanatischen Muselmannes.

Gegen drei Uhr gelangten wir in die Gegend von Akka. Auf der fruchtbaren weiten Ebene vor der Stadt hatte ein Kavallerie-Regiment — die Dragoner von Beirut — ihre Campements aufgeschlagen. Die Kavallerie- und Artillerie-Regimenter Syriens gehen nämlich während der Monate März und April auf ca. sechs Wochen auf die Prärien zur Grasfütterung, denn das arabische Pferd, welches sonst nur mit Gerste und Häcksel gefüttert wird, bedarf dieser Grünfütterperiode.

Ich begrüßte einige mir bekannte Offiziere, und dann übergaben wir unsere Pferde, an dem Thor von Akka angekommen, unserer Bedienung, welche dieselben nach dem etwa zwei Stunden entfernten Haifa brachte, da wir noch einen Gang durch den aus der Zeit der Kreuzzüge so bekannten Ort machen wollten, um dann das Ziel unserer Reise per Wagen zu erreichen. Akka bietet des Interessanten wenig; die vielfachen Verwüstungen, denen die Stadt ausgesetzt war, haben fast keine Spur höheren Altertums zurückgelassen. Bis vor einigen Jahren galt Akka als Hauptausfuhrort für die reichen Kornlager des Haurans, doch ist

diese kommerzielle Bedeutung des Ortes mehr und mehr auf das benachbarte Haifa übergegangen.

In einem Café am Meere tranken wir mehrere Schalen trefflichen Kaffees und rauchten ganz à l'oriental die gemütliche Wasserpfeife. Nach längerer Debatte und nachdem der geforderte Preis auf ein Drittel herabgehandelt war, vertrauten wir uns einem der hochrädigen, natürlich federlosen und was Reinlichkeit anbetrifft, viel zu wünschen übrig lassenden Wagen an, der uns nach dem am jenseitigen Ufer der Akka-Bucht liegenden Haifa führte. Der Rosselenker hieb unbarmherzig auf die Pferde ein, und im rasenden Galopp ging es in $\frac{3}{4}$ stündiger Fahrt stets hart am Meere entlang, stellenweise eine Einbuchtung quer durchschneidend, dass die Pferde bis an die Brust im Wasser arbeiteten, bis vor die Thore der Stadt. Schnell ist der orientalische Teil des Ortes durchfahren, bei einer Wegebiegung leuchten rote Ziegeldächer uns freundlich entgegen, wir sehen eine deutsche Fahne lustig im Winde flattern, und nach wenigen Augenblicken halten wir vor einem stattlichen Hause, dem „Hotel Karmel“. Wir sind auf der deutschen Kolonie.

Ich möchte nicht unterlassen, auf die Geschichte der Kolonie kurz einzugehen. Dieselbe wurde im Jahre 1869 von den Mitgliedern der württembergischen Tempelgenossenschaft gegründet. Die Kolonie zählt etwa 500 Seelen, von denen ungefähr die Hälfte der Tempelgemeinde angehört, und setzt sich aus Landwirten und Handwerkern zusammen, die fast mittellos hier einwanderten und es in verhältnismässig kurzer Zeit verstanden haben, ein echt deutsches Gemeinwesen zu gründen. Das Beschwerliche dieses Unternehmens kann erst recht gewürdigt werden, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten die Leute der türkischen Regierung gegenüber gekämpft haben und noch kämpfen. Mit eifersüchtigen Augen beobachten die Türken das Emporblühen dieser Fremdlinge, welche durch Ausdauer sich zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet haben.

Jetzt besitzt die Kolonie Haifa eine eigene Schule und

einen Betsaal, welche von einem deutschen Geistlichen geleitet wird.

Am Abhange des Karmels sind von den Deutschen Weinberge angelegt, die einen trefflichen Wein geben. Die Umgebung der Kolonie macht einen vorzüglichen Eindruck. Die Felder sind in rationeller Weise bestellt — Windmühlen schwingen ihre gewaltigen Flügel, — kurzum man glaubt sich nicht in Syrien, sondern im deutschen Vaterlande zu befinden, wozu allerdings die deutschen Laute, die man überall vernimmt, wohl wesentlich beitragen. Der Hauptwert Haifas liegt in seinem Hinterlande; die Ebene Jesreel ist ausnehmend fruchtbar, nicht minder der Hauran, die Kornkammer Syriens. Zunächst fehlen allerdings die menschlichen Kräfte, welche den Boden rationell bestellen — sind aber jene Länderstriche erst einmal durch einen planmässig geleiteten Zuzug europäischer Auswanderer bevölkert, dann werden die reichen Ertragnisse des Landes keinen besseren Ausfuhrhafen als Haifa finden, und dem Orte selbst dürfte ein erfreuliches Emporblühen beschieden sein.

Es waren zwei schöne Tage, die ich hier mitten unter Deutschen verlebte, und nur ungern schied ich aus dem Kreise der Landsleute, die wohl wert wären die Sympathien weiterer Kreise in der Heimat zu besitzen.

Mein nächstes Ziel war der Karmel. Ein steiler, aber fahrbarer mit deutschem Gelde gebauter Weg führt hinauf zu dem in das Meer vorspringenden Vorgebirge, auf dessen äusserster Spitze das mächtige im italienischen Stil erbaute Karmeliter-Kloster liegt.

Die Geschichte des Ordens der Karmeliter reicht zurück bis in das 12. Jahrhundert. Das Kloster wurde, als Napoleon im Jahre 1799 Akka belagerte, als Lazarett für die Franken eingerichtet; kaum hatte der grosse Kaiser seinen Rückzug angetreten, so wurden die Verwundeten von den Türken ermordet. Ein später errichtetes Denkmal bezeichnet die Stelle, wo jene Opfer des religiösen Fanatismus ihre letzte Ruhestätte fanden. In der Regel wird das Kloster

nur von 20 Mönchen bewohnt, doch ist es räumlich so gross, dass der alljährlich aus Frankreich eintreffende Pilgerzug, der bis zu 1000 Seelen zählt, beherbergt werden kann. Vor dem Kloster erhebt sich ein mächtiger Leuchtturm, der weithin sichtbar ist.

Auf dem höchsten Punkte des Vorgebirges steht ein von Deutschen errichtetes Kurhaus sowie ein stattliches modern eingerichtetes, ebenfalls von einem Deutschen gehaltenes Hotel, welches während der heissen Sommermonate von Erholungsbedürftigen viel besucht wird und auch uns ein vorzügliches Unterkommen bot.

Das Ziel des nächsten Tages war Nazareth, welches zumeist auf einer für orientalische Begriffe leidlichen Strasse von Haifa aus erreicht wird. Da ich jedoch den Karmel kennen lernen wollte, so hatte ich einen Führer besorgen lassen, der uns auf dem Gebirge entlang und von dem höchsten Punkt desselben herab nach dem Kisonthale geleitete.

Der Karmel ist wenig bekannt; teils hat dieses seinen Grund in der Unwegsamkeit des Gebirges, und dann ist die Sicherheit durch räuberische Horden bis vor wenigen Jahren noch sehr gefährdet gewesen.

Besonders schön ist während des Frühjahrs die Flora des Gebirges. Nach den langen Regengüssen des Winters blüht und grünt es an allen Orten, und für den Neuling hat die Farbenpracht der zahlreichen Blumenarten etwas besonders Fesselndes. Vor allem sind es die Anemonen, Tulpen und Alpenveilchen, welche hier vorherrschen. Die Fellachen des Karmels treiben Getreidebau und insonderheit Viehzucht.

Nach beschwerlichem, aber durch die Aussicht auf das weite Meer und nach der Landseite nach Galiläa und Samaria reich belohntem Ritt erreichten wir den südöstlichen Teil des Gebirges und stiegen nach kurzer Rast im Schatten einer kleiner griechischen Kapelle steil hinab zu dem Bette des Kison, den wir auf einer Furt durchritten. Von hier

aus war die vorhin erwähnte Strasse nicht mehr fern; wir entliessen unsern Führer, der ehrerbietig oder durch die Freude über ein Trinkgeld veranlasst, den Saum unseres Mantels küsste. Wir erreichten die Strasse bei einem Eichenwalde und langten, durch die glühende Hitze recht abgesspannt, nachmittags in Nazareth an. Der Ort liegt in einer Thalmulde an den Abhängen dunkler Kalkfelsen, von grünen Kaktushecken, Oliven und Feigenbäumen umgeben, und macht einen freundlichen Eindruck.

Nazareths Bedeutung liegt auf religiösem Gebiete, und wir finden auch die Bekenner der verschiedensten Glaubensrichtungen vertreten. Das Hauptinteresse fordert die dem lateinischen Kloster gehörende Kirche der Verkündigung, welche den Felsen umschliesst, auf dem die Wohnung der Jungfrau Maria gestanden haben soll. Zwei Säulen bezeichnen den Standort, welchen der Engel Gabriel und die Maria bei der Verkündigung inne hatten. Diesen Säulen wird eine aussergewöhnliche Wunderkraft zugeschrieben, und ich sah eine Schar laut schluchzender Pilger vor denselben knien, die Erfüllung ihrer Wünsche erflehend. Auch die Küche der heiligen Jungfrau, eine Felsenhöhle, wird dem Besucher durch den begleitenden Klosterbruder gezeigt. Die Kirche ist mit Gold und silbernen Wertgegenständen in Gestalt von Ampeln, Bildern und dergleichen überladen.

Durch die ausserordentlich engen und schmutzigen Gassen der Stadt liess ich mich zu der Wohnung des griechischen Metropolitens Nippon geleiten, welcher mich auf das zuvorkommendste empfing und bewirtete. Es war eine interessante halbe Stunde, welche ich in Gesellschaft dieses feingebildeten Mannes verbrachte. Er hatte seiner Zeit den Prinzen Friedrich Karl auf dessen Orientreise von Jerusalem nach dem Toten Meer begleitet, und zeigte mir mit Stolz die Photographie des Prinzen und seiner Begleiter. Als er hörte, dass ich den Tabor zu besteigen beabsichtige, gab er sogleich Befehl, ein Empfehlungsschreiben an den Oberen

des griechischen Klosters auf dem Tabor für mich aufzusetzen, welches er mir am nächsten Tage übersandte.

Am folgenden Mittag ging es weiter nach Tiberias. Am Ostaussgang von Nazareth berührten wir den Marienbrunnen, die einzige Quelle des Städtchens, so dass wir hier einen Ort vor uns hatten, an welchem sich Maria und Jesus, wenn es irgendwo sicher ist, öfters aufgehalten haben.

Auf dem Wege nach Tiberias durchritten wir das Kafe Kenna, das biblische Kana. Die vorgeschrittene Stunde erlaubte uns nicht die griechische Kirche zu besuchen, in der noch die Steinkrüge gezeigt werden, welche von der Hochzeit herrühren sollen.

Es war schon ganz dunkel, als wir nach sechsständigem Ritt Tiberias erreichten und in dem Kloster der terra sancta, dessen Prior ein charmanter Rheinländer ist, gastliche Aufnahme fanden. Ausser uns wohnte noch ein Münchener Maler nebst Frau und Tochter hier, welcher eine grosse Zahl von Skizzen am See gemacht hatte. Noch bis zu später Abendstunde blieben wir Deutschen vereint, gedachten der Heimat und liessen uns von dem braven Pater Nobert viel Interessantes berichten. Am folgenden Morgen machten wir eine gemeinsame Fahrt am Ufer des fischreichen, 250 m unter dem Mittelmeer gelegenen Sees, nach den heissen Bädern im Süden der Stadt. Denselben wird eine besondere Heilkraft nachgerühmt, und sie werden besonders im Juni und Juli besucht. Die stärkste Quelle hat eine Wärme von 62° C. Das Wasser hat einen unangenehmen Schwefelgeruch und einen bitteren salzigen Geschmack.

Landschaftlich ist Tiberias sehr schön gelegen. Das blaue Becken des Sees und die denselben umschweifenden Berge haben für den Beschauer etwas besonders Fesselndes. Der weitgrösste Teil der Bewohner sind Juden, welche zum Teil aus Polen eingewandert, und wenn auch von dem Rothschild'schen Judenunternehmen thatkräftig unterstützt, hier in Armut und Schmutz ein klägliches Leben fristen. Das Klima des Ortes gilt als sehr ungesund; die Hitze im Sommer ist

für einen Europäer kaum zu ertragen. Im Innern des aus steinernen Gewölben aufgebauten Klosters steigt das Quecksilber bis 43° C.

Am Nachmittage verabschiedeten wir uns von den Klosterbrüdern und ritten dem etwa 4 Stunden entfernten Tabor zu. Die Gegend ist gut angebaut, und überall gewahrt man grosse Rinder- und Ziegenherden, vielfach sieht man die braunen Zelte der Beduinen, welche mit ihren Herden aus dem Ostjordanlande hierhergekommen sind, um ihrem Weiderecht obzuliegen.

Immer näher kommen wir dem gewaltigen Bergkegel des Tabor, der sich steil aus der Ebene heraus zu einer Höhe von 562 m erhebt. Die Abhänge sind bewaldet; es giebt hier eine Menge Wild, besonders Rebhühner, Hasen und Füchse. Der Aufstieg ist, da sehr steil, für die Pferde äusserst beschwerlich. Endlich hatten wir den Gipfel und somit das den Berg krönende Kloster erreicht.

Schon von weitem hatte man uns erspäht und ein Klosterbruder geleitete uns zu dem Prior, der uns, zumal als wir das Schreiben des Metropoliten überreichten, auf das zuvorkommendste empfing. Bis das Mahl bereitet war, führte uns der Prior auf das flache Dach des Klosters, von wo aus sich uns bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne eine unbegrenzte herrliche Aussicht bot.

Im Kloster herrschte reges Leben, denn für den kommenden Tag wurden tausend russische Pilger erwartet, und da galt es in den weiten Räumen Lagerstätten zu bereiten und die erforderlichen Lebensmittel bereit zu stellen.

Kurz nach Sonnenaufgang ritten wir zum Klosterthor hinaus; der Prior gab uns eine Strecke das Geleit, denn er wollte uns eine Höhle zeigen, die er kürzlich entdeckt und als zeitweilige Wohnstätte des Elias glaubte bezeichnen zu können. Die Gründe für diese Annahme verkündete er nicht und dürften wohl nur ihre Erklärung in dem Bestreben finden, mehr heilige Orte als die benachbarten lateinischen Brüder aufweisen zu können.

Um die Geduld der verehrten Zuhörer nicht allzusehr auf die Probe zu stellen, will ich es unterlassen, die Einzelheiten des Weges nach Jerusalem hier näher vorzutragen.

Derselbe führte mich in dreitägigem Ritt über Djenin und Nabulus, einer dicht bevölkerten, fast ausschliesslich muhamedanischen, zwischen den massigen Kegeln des Ebal und Garizim gelegenen Stadt, sowie über Ramalla vor die Thore der heiligen Stadt.

Ich glaube keine bessere und vor allem objektivere Beschreibung des religiösen Getriebes in Jerusalem geben zu können, als wenn ich einige Sätze aus dem vortrefflichen Werke von Professor Socin wiedergebe.

Dieselben lauten folgendermassen:

„Jerusalem übt auf die meisten Touristen im Osten die grösste Anziehungskraft aus; nicht wenige aber werden beim ersten Anblick der modernen, unsauberen Stadt, mit ihren winkligen, schlecht gepflasterten Gassen gar sehr enttäuscht sein. Es scheint anfänglich, als ob von der alten Stadt, wie wir sie als vielgerühmten Centralpunkt des jüdischen Reiches uns vorstellen, von Zion und Moria allzuwenig mehr vorhanden sei. Erst bei tieferem Eindringen und Durchdringen des Schuttes und Wustes, der sich über den alten heiligen Stätten gelagert hat, offenbart sich das interessante Bild des alten Jerusalem, und zwar um so deutlicher, je gründlichere Vorkenntnisse in geschichtlichen und topographischen Fragen man mitbringt. Um je länger und öfter der Reisende in Jerusalem verweilt, desto mehr Interesse flössen ihm die alten Ruinen ein, und es wird ihm zuletzt klar, wie das düstere Bild der modernen Stadt, der physische und geistige Zerfall so recht als Schlussstein zu der gesamten grossen Geschichte, welche hier gespielt hat, passt. Gerade das Zerrbild von Religion, wie es in Jerusalem zu Tage tritt, der Fanatismus und die feindselige Abgeschlossenheit der so

verschiedenen religiösen Gemeinschaften giebt heute dieser Stadt ihren geistigen Charakter, den einer heiligen Stadt, welche als Hauptsitz dreier Weltreligionen in der Weltgeschichte von jeher eigentlich nur für diesen Zweig des Geisteslebens Bedeutung gehabt und nach keiner anderen Seite hin eine irgend wichtige Rolle gespielt hat. Eine Stadt, in der sich der Fremde belustigen könnte, ist also Jerusalem nicht, denn alles nimmt hier einen religiösen Anstrich an; und gerade in religiöser Beziehung sind die Eindrücke, die man in Jerusalem erhält, nichts weniger als erfreulich. Die einheimischen Christen aller Religionsparteien stehen keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe, der gehässige Kampf, der zwischen den Parteien tobt, wird mit sehr unlauteren Mitteln geführt, und so ist die Verachtung, mit welcher der gläubige Jude und Muhamedaner auf den Christen herabschaut, eine nur zu wohlverdiente.“

Soweit die Charakteristik der Stadt im allgemeinen.

Die mir zur Verfügung stehende Zeit gestattet mir nicht, eine weitschweifige Beschreibung der Stadt Davids zu geben. Die ausgelegten Photographien werden in diesem Punkte meinen Vortrag ergänzen.

Von allgemeinerem Interesse dürfte es sein, die Grabeskirche und die grosse Felsenmoschee hier näher zu beschreiben.

Die Grabeskirche verdankt ihre Entstehung dem Kaiser Konstantin, der, wie die Legende berichtet, bei Ausgrabungen wider alles Erwarten das Grab Christi fand. Einer göttlichen Eingebung zufolge pilgerte die kaiserliche Mutter Helena nach Jerusalem und fand in Gemeinschaft mit dem Bischof Macarius neben dem heiligen Grabe auch das Kreuz Jesu.

Ueber diese Stätte wurde nun im Anfange des 4. Jahrhunderts eine prächtige Basilika gebaut; Feuer und Schwert haben im Wandel der Jahrhunderte an dieser Stätte ihr

Vernichtungswerk vollbracht. Die Grabeskirche der Gegenwart hat mit der alten Basilika noch kaum etwas gemein. An- und Umbauten aus den verschiedensten Epochen geben der heutigen Kirche einen eigenartigen Anstrich.

Wir betreten dieselbe durch das Portal der Hauptfaçade, nachdem wir einen gepflasterten Platz überschritten haben, auf dem Reliquien und Heiligenbilder zum Verkauf geboten und für teures Geld von den spekulativen Verkäufern erhandelt werden; denn jeder Pilger will eine am Grabe von Priesterhand geweihte Erinnerung mit in die Heimat bringen.

Wir schreiten vorbei an den in der Vorhalle sitzenden, rauchenden und Kaffee trinkenden muslimischen Wächtern, welche, von der türkischen Regierung bestellt, die Ordnung unter den aus allen Weltteilen herbeigeströmten Pilgern aufrecht zu erhalten haben; ein für den gebildeten Christen natürlich wenig angenehmer Anblick.

Den Hauptteil des Gebäudes bildet die Grabrotunde, welche nach oben durch eine Kuppel abgeschlossen ist. Breite Galerien laufen in zwei Stockwerken um die kreisförmige Mauer herum.

In der Mitte dieser gewaltigen Rotunde befindet sich die eigentliche Grabeskapelle, in deren Besitz sich die Armenier, Lateiner, Griechen und Kopten teilen. Der barocke Stil dieser Kapelle ist am besten an der ausliegenden Photographie erkenntlich. Vor dem Eingang erheben sich gewaltige Leuchter. Lange müssen wir warten, bis wir in die Kapelle eintreten können, denn der das Grab umschliessende Raum gewährt nur für 3—4 Personen Platz. Durch eine niedrige Pforte, welche jedermann zwingt, in gebeugter Stellung dem Grabe zu nahen — die weitaus grösste Zahl der Pilger rutscht auf den Knien zu der heiligen Stätte — treten wir vor das Grab, einer mit Marmorplatten belegten Bank.

Der in dem kleinen Raume herrschende Weihrauchgeruch, die Pracht der von der Decke herabhängenden, den verschiedensten Konfessionen gehörenden 43 goldenen Lam-

pen, der am Grabe gelehnte Priester, welcher von jedermann eine Gabe erwartet, die überschwänglichen Gefühlsausbrüche zweier neben mir befindlichen russischen Frauen, die mit sanfter Gewalt zum Verlassen der Grabstätte veranlasst wurden, um anderen Platz zu machen, — alle diese Umstände wirken drückend und thun der gehobenen Stimmung Abbruch.

Sind die meisten heiligen Stätten in der Kirche Gemeingut der Konfessionen, so hat doch jede noch mehrere Kapellen für sich gesondert. Ich begnüge mich, hier einige der religiöse Verehrung geniessenden Gegenstände aufzuführen: die Stelle, auf der Abraham den Isaak opfern wollte; der Stein, auf welchem der Engel am Grabe sass; die Stelle, wo Jesus der Maria Magdalena erschien; der Standort beider durch einen Marmorring bezeichnet; die steinerne Säule, an der Jesus gezeißelt wurde; ein Stein mit zwei Fussabdrücken Jesu; der Stein, auf welchem der Leichnam Jesu gesalbt wurde; die Stelle, an der die Mutter Jesu der Salbung bewohnte, und noch viele andere mehr.

Die Grabeskirche umschliesst auch die Kreuzigungsstätte Jesu, die etwa vier Meter über dem Niveau der Kirche gelegen ist und anscheinend keine natürliche Erhöhung darstellt. Neuere Forschungen bestimmen die Stätte von Golgatha ausserhalb der Stadtmauern, bei dem Damaskusthor. Eine in Silber gefasste Oeffnung zeigt, wo das Kreuz im Felsen gesteckt hat. Dicht daneben, durch eine verschiebbare Messingplatte verdeckt, der Felsenspalt, welcher sich bei dem die Kreuzigung begleitenden Erdbeben gebildet hat.

Zur Zeit der griechischen Ostern herrscht in der Grabeskirche das bewegteste Leben, denn am Sonnabend vor dem Feste wird hier durch Priesterhand das vom Himmel gefallene heilige Feuer verteilt. Dieses Wunder wird nur noch von den Griechen besorgt; sobald alle Lichter verlöscht sind, begiebt sich ein Teil der hohen Geistlichkeit in die Grabeskapelle, das Volk ist in Spannung, die Priester beten; endlich wird das vom Himmel gefallene Licht aus einer Lücke

des heiligen Grabes herausgereicht, wobei unbeschreibliche Tumulte entstehen, denn jedermann will zuerst seine Kerze anzünden. Im Augenblick ist alles erleuchtet, aber bei dem furchtbaren Gedränge geht es gewöhnlich nicht ohne bewegte Auftritte ab, und ereignet sich fast stets ein Unfall. Man lässt sich die schreckliche Katastrophe von 1834, wo mehr denn 6000 Leute in der Kirche versammelt waren, als ein plötzlicher Tumult ausbrach, nicht zur Warnung reichen. Damals kamen gegen 300 Pilger ums Leben, denn die türkischen Wächter glaubten, man greife sie an, und hieben auf dieselben ein.

In unmittelbarster Nähe der Grabeskirche befindet sich der Muristan, ein Grundstück, welches im Jahre 1869 anlässlich des Besuches des Kronprinzen von Preussen in Konstantinopel vom Sultan der Krone Preussen geschenkt wurde. — Auf diesem historischen Boden stand einst die Wiege des Johanniter-Ordens, jetzt erhebt sich auf dieser Stelle die deutsche evangelische Kirche, zu deren Einweihung im Oktober dieses Jahres S. M. der Kaiser in Person erwartet wird.

Ich komme nun zur Beschreibung der Felsenmoschee, welche auf einem Platze erbaut ist, der seit uralter Zeit hohe religiöse Bedeutung hat. Hier stand der Altar, welchen David erbaute, hier erhob sich der prächtige Tempel Salomos.

Die jetzige Moschee erhebt sich in der Mitte jenes zum Teil durch gewaltige Unterbauten geschaffenen Tempelareals von etwa 12 000 qm und genießt seitens der Muhammedaner nach der heiligen Kaaba von Mekka die grösste Verehrung, weshalb bis zum Krimkriege auch kein Christ diese Moschee betreten durfte. Die Juden verzichteten noch heutzutage auf den Besuch der Moschee, weil sie fürchten, irgendwo auf die Stelle des Allerheiligsten zu treten.

Auch jetzt ist dem Christen der Besuch nur in Begleitung eines türkischen Soldaten und eines Konsulatskawassen gestattet, und müssen beim Eintritt Ueberschuhe

angelegt werden. Der Bau reicht zurück bis in das Jahr 690 und verdankt seine nunmehrige Gestalt dem Sultan Soliman dem Prächtigen. Die Kreuzfahrer hatten den Felsendom zu einem *templum domini* gemacht, im Wandel der Jahre hat das Kreuz auf der Kuppel wieder dem Halbmond weichen müssen.

Die Moschee steht auf einer Plattform, von der wir die ganze mit grösseren und kleineren Gebäuden bedeckte Fläche übersehen. Die Moschee selbst ist ein stattliches, grosses, mit einer gewaltigen Kuppel überwölbtes Achteck, von etwa 50 m Durchmesser. Die Wände sind innen und aussen mit Fayence und Marmorplatten in den verschiedensten Farben überkleidet; die Kuppel ruht auf 12 mächtigen, gleichfalls mit Marmor bekleideten Pfeilern. Gedämpft fällt das Licht durch hohe Fenster, welche aus lauter kleinen verschiedenfarbigen Glasstücken zusammengesetzt sind. Ueberall sind Sprüche des Korans in kunstvoller Mosaik angebracht. Der Fussboden, zum Teil mit kostbaren Teppichen belegt, besteht gleichfalls aus verschiedenfarbigem Marmor.

In der Mitte, durch ein reich vergoldetes Gitter abgeschlossen, befindet sich der heilige Fels, der von jüdischen und muhammedanischen Traditionen umwoben ist. Am wahrscheinlichsten ist die Ueberlieferung, dass hier der grosse Brandopferaltar gestanden hat, weil man in der That auf dem Stein eine Rinne für den Abfluss des Blutes gefunden hat.

Die Muslimen behaupten, dass der Fels ohne Stütze über einem Abgrund schwebe, obgleich man sich von der Hinfälligkeit dieser Auffassung überzeugen kann, wenn man in die Höhle desselben — wohl eine alte Cisterne — hinabsteigt. In dieser Höhle werden Stellen gezeigt, an denen David, Salomo, Abraham und Elias gebetet haben sollen. Muhammed hat an der Decke des Felsens einen Abdruck seines Kopfes hinterlassen. Der Prophet hat gesagt, ein Gebet bei diesem Fels ist besser denn 1000 Gebete anderswo. Obgleich Muhammed nie in Jerusalem war, wird in

dem Felsen ein Loch gezeigt, durch welches er mit dem Wunderpferde Burak in den Himmel entrückt ist. Da der Fels den Propheten gen Himmel begleiten wollte, musste der Engel Gabriel ihn zurückhalten; die Spuren der Engelshand werden verehrt.

In der Moschee wird uns noch eine Fussspur des Propheten und die heilige Fahne gezeigt.

Wir verlassen die Moschee, nachdem wir auf einer kleinen Marmorplatte von grünlicher Farbe ein Geldopfer hinterlassen haben, denn ohne diese Gabe kommt, wie der listig lächelnde Führer behauptet, kein Besucher der Moschee in den Himmel.

Ausser diesen beiden soeben geschilderten heiligen Stätten der Christen und Muhammedaner giebt es naturgemäss noch eine Menge des Interessanten in Jerusalem, deren Schilderung mich jedoch zu weit führen würde.

Ich verweilte 6 Tage in Jerusalem und besuchte unter anderem die jüdischen Königsgräber, die armenische Kirche, die abessinische Kirche; täglich führte mich mein Weg durch die via dolorosa mit ihren vierzehn Leidensstationen, vor denen immer eine Schar Pilger, ungehindert durch das rege Strassenleben, auf den Knien liegt. Ich besuchte den Garten Gethsemane, der von den Franziskanermönchen gepflegt, sehr alte Olivenbäume enthält, die wohl schon zur Zeit Christi hier gestanden haben. Ich ritt hinauf nach dem Oelberg zu den vielen geheiligten Stätten und übersah von der Plattform des sechsstöckigen Aussichtsturmes das jenseits des Kidronthales malerisch gelegene Jerusalem mit seinen Kuppeln und Zinnen. An einem Freitag Nachmittag besuchte ich die Klagemauer der Juden, die Grundmauer des alten Salomonischen Tempels, an der dicht gedrängt, mit dem Kopf gegen die Mauer gelehnt, die Juden laut weinend und heulend den Verlust dieses stolzen Baues beklagen, aber in ihrem Schmerze immer noch Musse genug finden, den Fremden anzubetteln.

In unmittelbarer Nähe der nach Bethlehem führenden Strasse, im Südwesten der Stadt, befindet sich die deutsche

Tempelkolonie, die nach der Ebene, in der sie liegt, den Namen Rephaim führt; hier befindet sich die Zentralleitung der Tempelgesellschaft sowie das Lyceum des Tempelstifts, eine Verbindung von Volksschule und Realschule. Die Kolonie zählt etwa 320 Seelen; vorwiegend wird auch hier ein vorzüglicher Wein gebaut, der sich zum Export wohl eignet. Ich möchte an dieser Stelle des von der Herrenhuter Brüdergemeinde unterhaltenen, seit länger denn 10 Jahren segensreich wirkenden Aussätzigenhauses Erwähnung thun, welches wenige Minuten von der Kolonie entfernt liegt.

Dicht bei der Kolonie — und für diese sehr wertvoll — befindet sich die Station der Bahn Jaffa-Jerusalem.

Ich selbst besuchte zweimal Jaffa, immer auf dem Seewege — doch vertrauen wir uns lieber jetzt der Bahn an, zu deren Erbauung deutsche Mittel nicht unwesentlich beigetragen haben, und fahren hinab nach der Hafenstadt. Vom Bahnhofe in Jaffa haben wir nur wenige Schritte bis zu der freundlich gelegenen deutschen Kolonie, welche etwa 350 Seelen zählt. Die meisten der Bewohner sind Gewerbetreibende oder liegen dem Handel ob, der hier ziemlich rege ist; einen Haupthandelsartikel bilden die Orangen, die in künstlich bewässerten Gärten, die die Stadt in grossem Umkreise umgeben, gezüchtet und in ungeheuren Massen exportiert werden.

In der Ebene Saron im Nordosten der Stadt, und mit dieser durch eine leidliche Fahrstrasse verbunden, liegt die Acker- und Weinbaukolonie Sarona, ein kleines in sich abgeschlossenes rein deutsches Dorf mit etwa 300 Bewohnern. Gleich wie in den übrigen Kolonien des Tempels hat auch hier jedes Haus seinen kleinen Garten, in dem sorgsam Blumen und Gemüse angepflanzt sind, und wo auch der Bienenstock keine Seltenheit ist. Die Fruchtbarkeit der Saron-Ebene schildert schon das alte Testament; ganz besonders wertvoll für den Kolonisten ist der Umstand, dass der Boden überall Wasser giebt.

Die Kolonien in Jaffa sowohl wie in Sarona haben ihre eigene Volksschule. —

In letzter Zeit wurde in den Zeitungen auf die Verdienste hingewiesen, welche sich Deutschland um die Besitzverhältnisse seiner Unterthanen in Jaffa erworben hat.

Es wurde dabei auf das Irade des Sultans vom 23. Dez. v. J. Bezug genommen, welches bestimmte, dass der deutsche Grundbesitz in Jaffa insofern Privateigentum (Milk) sein solle, als es nicht in dem 1895 von einer Kommission als Staatseigentum (Miri) bezeichnet worden sei. Es dürfte von Interesse sein, hierauf noch etwas eingehender zurückzukommen. Nach altem Herkommen und türkischem Gesetz sind das Wohnhaus, die dazu gehörigen Gebäude, sowie die dieselben umgebenden Gärten unantastbares Eigentum. Im Gegensatz dazu steht das Erbpacht- oder Staatsland. Die Nachteile des Mirilandes sind folgende: auf demselben ruht neben der Grundsteuer noch die Leistung des Zehnten vom Ertrage. Ferner kann es nicht testamentarisch vermacht werden. Es darf sich nur nach türkischem Erbfolgegesetz auf Frau, Geschwister und die übrigen Nachkommen vererben. Sind Erben im Sinne dieses Gesetzes nicht vorhanden, so fällt es dem Staate zu. Das Bauen auf Miriland ist von einer zeit- und geldraubenden Erlaubnis von den höchsten türkischen Behörden in Konstantinopel abhängig. Endlich ist das Miriland auch verletzbar, d. h. der türkischen Behörde stets zugänglich und unter Umständen sequestrierbar. Milkbesitz dagegen ist unverletzlich. Es kann ohne Erlaubnis des Eigentümers oder des Konsulats von keiner türkischen Behörde betreten werden. Als sich die deutschen Templer in Palästina niederliessen, wurden alle von ihnen und anderen Deutschen erstandenen Grundstücke als Milk gekauft und unter diesem Gesetztitel sogar übertragen. Später, als die Deutschen durch ihre fleissige Arbeit die von ihnen erworbenen Wüsteneien in blühende Obstgärten verwandelt hatten, lag es im Interesse der türkischen Behörden, Verwirrung in den Besitzverhältnissen zu stiften. Unter nichtigen Vor-

wänden wurde Milk-Land in Miri, also Erbpachtland, verwandelt, bei dessen Inhabern man nach Willkür die Steuer-schraube anlegen konnte. Schon seit zwanzig Jahren litten die deutschen Kolonisten aufs bitterste unter dieser Rechts-unsicherheit. Bereits im Jahre 1875 wurde das deutsche Auswärtige Amt angerufen. Aber erst im Jahre 1895 konnte die Pforte zu einer Revision des Grundbuches, zu deren Ueberwachung ein Kommissionär vom Auswärtigen Amt gesandt wurde, bewogen werden. Erst der jetzigen deutschen Reichsregierung aber war ein wirklicher Erfolg beschieden.

In nicht minder dankenswerter Weise ist das Reich für die Interessen seiner Unterthanen in Jaffa und Saronä durch Errichtung eines Berufskonsulats — deren wir meines Erachtens in noch weit grösserer Zahl bedürfen — eingetreten.

Sehen wir somit, dass einerseits von der deutschen Regierung in den letzten Jahren Schritte gethan sind, welche unseren Kolonien in Palästina zweifellos zu Gute kommen, so bin ich andererseits der Auffassung, dass der leider immer noch sehr zaghafte deutsche Unternehmungsgeist sich weniger zurückhaltend zeigen sollte. Mit um so grösserer Genugthuung ist es zu begrüßen, dass sich vor einigen Monaten eine deutsche Palästina- und Orientgesellschaft gebildet hat, welche mit der Errichtung eines deutschen Bankgeschäftes in Jerusalem ihren ersten Schritt in die Oeffentlichkeit gethan hat.

Man kann im nationalen Interesse nur wünschen, dass sich die Hoffnungen dieser Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, unseren Landsleuten im Orient eine rege und gesicherte Verbindung mit deutschen Kapitalkräften herzustellen, und dem Handel und Unternehmungsgeist der Deutschen in der Heimat neue Bahnen zu eröffnen, im reichsten Masse erfüllen mögen!

Da ich von Jerusalem aus das Ostjordanland bereisen wollte, so musste ich hier die zu einer solchen Reise nötigen Vorbereitungen treffen. Ich muss noch vorausschicken, dass die türkische Regierung nur sehr ungern die Erlaubnis zum

Ueberschreiten des Jordans erteilt, und ich wohl nur in Folge meiner dienstlichen Stellung schnell und ohne Bestechung der betreffenden Beamten den die Jordanbrücke öffnenden Pass erhielt. Der General-Gouverneur von Jerusalem gab, da er es für erforderlich erachtete, den Befehl zur Gestellung zweier Gendarmen, von denen ich jedoch von Jericho aus wieder einen heimwärts sandte, schon um einen auf Belohnung rechnenden Geist weniger um mich zu haben.

Während das Gepäck nach Jericho vorausgesandt wurde, trat ich mit meinem Begleiter den Weg nach dem durch eine gute Strasse mit Jerusalem verbundenen Bethlehem an. Wir verliessen die Stadt zu früher Stunde am Jaffa-Thor, an der Citadelle vorbeireitend. Ausserhalb des Thores kann man sich kaum der vielen Bettler erwehren. Gern wird man den unglücklichen Gestalten der Aussätzigen, denen der Eintritt in die Stadt untersagt ist, etwas zukommen lassen; es ist ein Bild des tiefsten menschlichen Elends, welches sich hier dem Reisenden bietet.

Nach flottem Ritt erreichen wir in einer Stunde das auf einem Hügelrücken gelegene Bethlehem. Unser erster Gang gilt der grossen Marienkirche, der Geburtsstätte Jesu, in deren Besitz sich Griechen, Lateiner und Armenier teilen.

Das Hauptinteresse wird durch die Geburtskapelle in Anspruch genommen, welche in engem Raum, der in allen Theilen mit Marmor belegt ist, die Stätte der Geburt Jesu umschliesst. Die vielen Streitigkeiten zwischen den Anhängern der verschiedenen Konfessionen — wenige Wochen vor meinem Besuch war der Fanatismus selbst vor einem Morde an geheiligter Stätte nicht zurückgeschreckt — hat zur Folge gehabt, dass die Andachtsübungen konfessionsweise getrennt zu bestimmten Stunden stattfinden, und zu beiden Seiten des Altars muhammedanische Soldaten mit aufgefanztem Gewehr für die Ordnung sorgen. In der Kapelle wird uns die Krippe, in welcher Christus gelegen haben soll, gezeigt; dieselbe ist von verschiedenfarbigem

Marmor; eine hineingelegte Wachspuppe soll das Jesuskind versinnbildlichen.

Seit einigen Jahren erhebt sich auch eine von dem Jerusalem-Verein erbaute protestantische Kirche mit Schule für arabische Kinder auf einem der höchsten Punkte Bethlehems, die durch ihre einfache Pracht wohlthätig von dem überladenen Glanz des in den letzten Tagen Gesehenen abstach. Der deutsche Pastor führte mich in die Schule und liess von der Jugend einige arabische Lieder nach deutscher Volksmelodie singen.

Nach einem Gang durch das unsaubere Städtchen schlugen wir den Weg nach Osten zu dem in schauriger Oede, zwischen Jerusalem und dem Toten Meer gelegenen griechischen Kloster Mar-Saba ein, welches als eine Strafkolonie für griechische Geistliche gilt. Einen abgelegeneren Ort hätte man schwerlich zu diesem Zweck finden können. An der Südwand der engen und steilen, vegetationslosen Schlucht des Kidronthales ist durch gewaltige Strebepfeiler der enge, terrassenförmige Raum für das Kloster, welches von einem hohen Turm überragt wird, gewonnen worden. Hier hausen jene der Welt entrückten Einsiedler in Armut und Schmutz. Sie beschäftigen sich ausschliesslich mit Religionsübungen, nehmen nur die notwendigste Nahrung zu sich und füttern die Vögel und Schakale, welche an den Ufern des Kidron vorkommen.

Nur Männern ist der Eintritt in das Kloster und dann nur auf Empfehlung des griechischen Patriarchen in Jerusalem gestattet. Dürftig eingerichtete Räume dienen zur Beherbergung der Fremden. Beim ersten Morgenstrahl verliessen wir jene unheimliche Stätte, in der während der ganzen Nacht die dumpfdröhnende Kirchenglocke und der Gesang der Mönche nicht verstummte.

Durch tiefe Schluchten und durch ein Gewirr eigentlicher Hügelformationen führt uns der Weg nach dem Ufer des Toten Meeres, welches nach beschwerlichem Ritt zu unseren Füßen liegt. Der See, etwa von der Grösse des

Genfer Sees, liegt circa 400 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres, und steil fallen die umliegenden Berge zu dem tiefblauen Becken des Meeres ab.

Durch dickes Röhricht hindurch, in welchem wir mehrere grosse Schlangen sahen, an ausgetrockneten, mit Salzschiebt überzogenen Lagunen vorbei, erreichen wir das Gestade. Die tote Schwüle ladet nicht zum Verweilen ein, wir kosteten das ekelhaft bittere, ölige Wasser, in dem kein Lebewesen existieren kann, nahmen zur Erinnerung einige der auf der Oberfläche hie und da schwimmenden, von dem Boden des Meeres losgelösten, schwärzlichen Asphaltstücke als Andenken mit, und lenkten dann unsere erschöpften Pferde durch die glühend heisse Depression des Jordanthales gen Jericho, wo wir bereits unsere Zelte aufgeschlagen fanden und uns an der frisch sprudelnden Sultans-Quelle, im Schatten mächtiger Sycomoren, ausruhten. Gegen Abend machte ich einen Gang durch das heutige Jericho, welches nichts von seiner alten Pracht mehr aufweist. Eine Anzahl elender Hütten, von einer verkommenen, durch das heisse und ungesunde Klima entnervten Rasse bewohnt, bildet den Ort der alten Palmenstadt.

Am nächsten Morgen wurden in der Frühe die Zelte abgebrochen und der Marsch nach der ca. 1 Stunde entfernten Jordanbrücke angetreten. Das Thal des Jordan wird von den Geologen als das ehemalige Becken eines grossen, weit nach Norden reichenden Binnensees angesehen. Der Boden des Thales besteht aus weisslichem, pflanzenlosem Mergelboden, der durch einen während der Nacht gefallenen Regen derartig schlüpfrig ist, dass mehrfach Tiere stürzen und auch der abgessene Reiter nur langsam vorwärts kommt. Mit uns zog noch eine grössere Beduinen-Karawane die Strasse nach dem Ostjordanland; ein türkischer Beamter, der behufs Eintreibung von Steuern sich nach Es-Salt begab, hatte sich mit seiner aus 3 Gendarmen bestehenden Eskorte, die bis an die Zähne bewaffnet waren, schon bei Jericho uns angeschlossen. Wir erreichten die hölzerne Jordan-

brücke, und nachdem unsere Pässe gemustert, und das Kopfgeld entrichtet war, überschritten wir den an dieser Stelle etwa 35 m breiten, schnell dahinströmenden Fluss, den wichtigsten Palästinas.

Am Ostufer des Jordan finden wir uns in dem alten Gilead, welches mit dem Westjordanland sich nie in engerem Zusammenhang befunden hat, das Flussthal war stets eine natürliche Grenze. So auch jetzt. Nominell der türkischen Regierung unterstehend, sind doch die Beduinen, jene kriegerischen Nomadenstämme, die eigentlichen Herren des Landes, die sich ihr Weiderecht auf den ausgedehnten Prairien nicht schmälern lassen.

Die Beduinen sind äusserlich Muslimen, in der Regel aber beschäftigen sie sich nur mit ihren Raubzügen und Herden und wissen wenig von Religion. Ackerbau betreiben diese Stämme sehr selten, doch sind einige im Sesshaftwerden begriffen und werden thatkräftig von der Regierung unterstützt. Ihre Wohnung besteht aus leicht transportablen Zelten von schwarzem Ziegenhaar, die von den Frauen selbst sehr fest gewebt sind und keinen Regen durchlassen. Der Stoff wird einfach über einige Stangen aufgespannt und zwar so, dass eine Seite offen ist. Die innere Behausung ist in zwei Abteile, von denen die Männer den einen, die Frauen den anderen bewohnen, geteilt. Vor diesen Zelten lodert gewöhnlich ein durch Gestrüpp genährtes Feuer. Die Beduinen sind schöne, kräftige Gestalten, leben von Milch und Brot; nur wenn ein Gast kommt, wird eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet. Der ankommende Gast tritt in das erste zur rechten Hand der im Kreise liegenden Zelte ein, denn hier wohnt der Häuptling des Stammes. Das Gastrecht ist den Beduinen heilig, er ist verpflichtet, seinen Gast auch noch drei Tage nach der Abreise zu beschützen.

Das Leben der Männer füllt der Krieg aus, er entspinnt sich aus Streitigkeiten um Quellen und Weideplätze. Auch ist das Leben des Reisenden keineswegs durch den Beduinen gefährdet, wenn er sich nicht durch Tötung eines Beduinen

der noch zu Recht bestehenden Blutrache aussetzt. Dagegen sind sie räuberische Gesellen und nehmen dem Ueberfallenen die ganze Habe ab. Die angesessenen Fellachen sind in ewigem Streit mit den nomadisierenden Beduinen, doch entrichten sie lieber Tribut und vergewissern sich auf diese Weise der Freundschaft der Beduinen, als dass sie sich den erpressenden und misshandelnden türkischen Beamten preisgeben. Ein Glück für die Regierung ist es, dass diese Wanderstämme nie unter sich einig sind, sonst würden jene 30—40000 kriegerischen Seelen derselben noch mehr Schwierigkeiten bereiten. Im Lager der Beduinen finden wir die edelsten arabischen Pferde; doch trennen sich die Besitzer nur schwer von diesen Tieren, Stuten verkaufen sie niemals.

Es würde mich zu weit führen, den Verlauf meiner Reise nach Damaskus an der Hand meines Tagebuches im einzelnen vorzutragen. Ich werde mich damit begnügen, auf jene Stätten hinzuweisen, welche aus römischer Zeit stammen und durch die noch vorhandenen mächtigen, staunenerregenden Bauten Zeugnis davon ablegen, auf welcher hoher Kulturstufe jenes Land in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gestanden hat — im schärfsten Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen. In seiner Blütezeit von einer kunstfertigen, geistig hochentwickelten, den Weltkreis beherrschenden Nation bevölkert; jetzt verödet und von einer auf niedrigster Kulturstufe stehenden Bevölkerung bewohnt.

In einer fruchtbaren Thalsenkung liegt Amman, das alte Philadelphia. Trotz aller, meist durch Erdbeben verursachten Verwüstungen ist Amman eine der schönsten Ruinen Gileads. Indem ich auf die Photographieen verweise, möchte ich einige Worte über das gut erhaltene Theater, welches auf den Beschauer einen gewaltigen Eindruck macht, hinzufügen. Es ist in drei Abteilungen, unseren Rängen vergleichbar, geteilt; zwischen dem zweiten und dritten Rang, sowie oberhalb des letzteren, befinden sich Logen. Die Sitzreihen, im ganzen 35, sind durch breite Treppen durchschnitten; auch führen gedeckte Gänge zu den Plätzen. Das Theater fasst ca.

3000 Zuschauer, die Akustik ist überraschend gut, jedes auf der Szene gesprochene Wort dringt bis zur obersten Sitzreihe.

Wesentlich gegen die Ruinen von Amman unterscheiden sich diejenigen von Dscharasch; dieselben sind nach denen von Palmyra und Baalbeck wohl die imposantesten der Welt und denen Egyptens ebenbürtig zur Seite zu stellen. Die Ruinen liegen in einer Thalsenkung und von den erhöhten Bergen, die man hinabsteigt, übersieht man die Anlage des Ortes, aus der sich als Rückgrat des Ganzen die etwa 700 m lange, gewaltige Säulenstrasse hervorhebt. Nach Ueberschreitung eines mit hohen Oleanderbäumen dicht bestandenen Baches stehen wir vor dem dreiteiligen Prachtthor, das wie ein Triumphbogen aussieht. Seine Frontlänge beträgt 25, die Höhe des mittleren Bogens 9 m. Wir durchschreiten jenes, leider auch stark beschädigte Thor und haben zur Linken ein gewaltiges Bassin, eine Naumachie, wo die Römer Segefechte aufführten. Noch deutlich sind die das Wasser zuführenden Kanäle sichtbar. Durch ein zweites Thor gelangen wir in die eigentliche Stadt und sehen zur linken Hand die Ruinen eines Tempels — die Mauern sind 2,5 m stark —, an die sich ein Theater anschliesst, welches dem von Amman gleicht, doch Platz für etwa 5000 Menschen bot. Der Tempel beherrschte das unter ihm liegende Forum, eine nach dem Tempel zu offene kreisförmige Säulenreihe, von denen noch 55 aufrecht stehen, dieselben sind grösstenteils durch Gebälk verbunden. An dieses Forum setzt sich die schon erwähnte Säulenstrasse an, von der noch 100 Säulen stehen, während von etwa 200 noch die Basis erhalten ist. Gewaltige Erdbeben haben die Säulen umgeworfen, dass sie in parallelen Reihen daliegen und nur der Hand zu warten scheinen, welche sie wieder aufrichtet. Wir wandern, infolge der Trümmer nur langsam fortschreitend, die Strasse entlang zu dem erhöht gelegenen, der Sonne geweihten grossen Tempel, welcher die erste Stelle unter den Bauten von Dscharasch einnimmt. Derselbe hat eine nach Osten gerichtete Front. Um denselben lief eine Säulenreihe herum.

Vor dem Porticus war eine dreifache Säulenreihe, von der die meisten Säulen noch aufrecht stehen; dieselben haben eine Höhe von 12 und einen Durchmesser von 2 m. Ausser diesen aufgeführten Bauten weist Dscharasch noch viele von geringerer Bedeutung — ein zweites Theater, ein Bad, Privatwohnungen etc. — auf. In der Nähe der Ruinenstadt sind Tscherkessen, welche aus Anatolien eingewandert sind, angesiedelt, um die Trümmer zu bewachen; doch beuten sie im Gegenteil dieselben als willkommenen Steinbruch nur aus.

Ich hatte die Absicht, meine Reise bis zu den interessantesten Ruinen des Haurangebirges auszudehnen, aber eine mir zugezogene Fussverletzung nötigte mich, Damaskus möglichst bald zu erreichen; auch hörte ich bereits in Dscherasch, dass Unruhen im Hauran ausgebrochen seien, und somit wäre ich auch ohne zwingenden Grund genötigt gewesen, von diesem Abstecher nach Osten Abstand zu nehmen.

Es giebt wohl nur wenige Europäer, welche das Hauran-gebiet besucht haben, denn nur ungern erteilt die türkische Regierung die hierzu erforderlichen Reisepässe; sie ist nicht in der Lage, für die Sicherheit und das Leben der Fremden, die mit ausserordentlichem Misstrauen empfangen werden, einzustehen.

Für den Forscher bildet das Haurangebirge eine interessante und ergiebige Quelle; es würde jedoch zu weit führen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen, nur sei noch der in grosser Zahl vorhandenen, aus dem grauesten Altertum stammenden Troglodytenwohnungen Erwähnung gethan, welche ganz aus Stein gefertigt, und ohne jedes Bindemittel aufgeführt sind.

Die Drusen des Hauran leben insonderheit von Ackerbau; der Boden ist ausserordentlich fruchtbar und gedeiht hier der Weizen besonders sehr gut.

Um die Produkte des Feldes schneller zur Küste zu bringen, ist seit etwa 4 Jahren mit französischem und belgischem Gelde eine Bahn von Damaskus aus nach dem

Hauran gebaut, doch ist die Rentabilität derselben für jetzt noch sehr fragwürdig, denn dem Orientalen ist Zeit kein Geld, und, einmal im Besitz von Kamelen, dünkt es ihm gleich, ob die Früchte einige Tage früher oder später nach der Hafenstadt gelangen. Das Hochplateau des Hauran wäre seiner klimatischen Lage nach — es liegt etwa 600 m über dem Meeresspiegel — für europäische Kolonisten eine vortreffliche Stätte, unbebautes Land giebt es im Ueberfluss, doch zur Zeit fehlen natürlich die ersten Vorbedingungen — geordnete Regierungsverhältnisse und eine freundschaftlich gesonnene Bevölkerung. Auf die Gestaltung der Dinge hat die türkische Regierung bisher kaum einen Einfluss zu üben vermocht; die im Hauran stationierte Truppenmacht ist bei Erhebung völlig ohnmächtig; es genügt, an den für die türkischen Waffen wenig ruhmreichen Aufstand i. J. 1896 zu erinnern.

Die türkischen, zumeist hierher verbannten Verwaltungsbeamten führen eine trostlose Existenz; jederzeit Gewaltthaten der Drusen ausgesetzt, denken sie nur daran, auf welchem Wege sie sich am sichersten von ihren, an Ehren armen Posten flüchten können.

In el Muzerib hatte ich den interessanten Anblick der dort lagernden, von Damaskus kommenden Mekka-Karawane, welche für mehrere Tage ihre Zelte aufgeschlagen hatte, um die hier von den Beduinen zu Markte gebrachten Vorräte für die weite und gefahrvolle Reise einzukaufen.

In dem Zeltcampement der französischen Bahn-Ingenieure fand ich die gastlichste Aufnahme und konnte am nächsten Tage mit einem nach Damaskus abgehenden Betriebszuge — die Bahn war damals noch nicht dem Verkehr übergeben — die Fahrt dorthin antreten.

Damaskus ist wohl die grösste arabische Stadt, welche sich bisher dem Einfluss der abendländischen Kultur völlig entzogen hat; der Hauptgrund dessen liegt in der Abgeschlossenheit seiner Lage. Erst seit 3 Jahren ist Damaskus mit Beirut durch eine Eisenbahn verbunden. Damaskus

erscheint dem Araber als Abglanz des Paradieses, so dass alle Herrlichkeiten des Himmels ihr irdisches Prototyp in Damaskus haben sollen. Der Araber denkt sich das Paradies nach dem Koran als Baumgarten, in welchem Bäche fließenden Wassers laufen und die Früchte ihm in den Mund hängen. Und diese beiden Faktoren finden wir in Damaskus vereinigt. Im Mai, wenn die Nussbäume in vollem Laube stehen und der Wein, der sich in gewaltigen Ranken von Baum zu Baum schlingt, Blätter getrieben hat, oder später, wenn über dem saftigen Grasteppich die grossen Aprikosenbäume ihre unzähligen gelben Früchte tragen, wenn die Granaten in voller Blüte stehen, dann sind die Damaskus umgebenden Gärten wirklich schön. Durch diese fließen in schnellem Lauf eine Anzahl, dem Antilibanon entströmende Bäche, welche den östlich von Damaskus gelegenen Steppenseen zueilen. Der grösste von diesen ist der Barada, auf deutsch der Kalte, an dessen Ufern selbst im Hochsommer eine angenehme Kühle herrscht. Hier ist es, wo wir gegen Abend so recht das orientalische Leben kennen lernen können; denn zu Tausenden sitzen alsdann die Araber — Männer und Frauen getrennt — an beiden Ufern, in behäbiger Ruhe Kaffee aus kleinen Schalen trinkend und die Nargile rauchend. Bei Eintritt der Dunkelheit werden diese — Kaffeeärten ist wohl der beste Ausdruck — durch tausende von Lampen erhellt, die ihr Licht in dem dahineilenden Flusse spiegeln, und an dem noch bis spät in die Nacht reges Leben herrscht.

Altertümer und hervorragende Bauten giebt es wenige in Damaskus, zumal vor einigen Jahren die grosse Omijaademoschee völlig niedergebrannt ist.

Hoch interessant ist ein Gang durch die grossen überdeckten Bazare, wo strassenweise getrennt die verschiedenen Gewerbe ihre Waren feilbieten. Eine geschäftliche Konkurrenz kennt der Araber nicht; Allah wird ihm schon Käufer zuführen, und es ist keine Seltenheit, dass man zu dem Nachbar verwiesen wird, da der Besitzer des Ladens gerade

seine Wasserpfeife präpariert. Das Hauptinteresse bieten dem Europäer naturgemäss die Teppich-Bazare und diejenigen, in denen die eigenartigen, orientalischen Möbel gefertigt werden. Wer mit den Arabern zu feilschen weiss, kann hier spottbillig kaufen, um so billiger, je mehr Zeit und Geduld er daran wendet.

Die Damascener Klingen, welche im Abendland sich eines so guten Rufes erfreuen, werden hier kaum noch gefertigt. Bei der Einnahme durch die Mongolen i. J. 1399 wurden sämtliche Schwertschmiede weggeführt und nach Samarkand und Chorasán gebracht, woselbst die Kunst noch heute blüht, während sie in Damaskus in Vergessenheit geraten ist.

Nicht unerwähnt mögen noch die blutigen Ereignisse des Jahres 1860 bleiben, wo während dreier Tage mehr denn 6000 Christen in Damaskus von den fanatischen Mohammedanern getötet wurden; die Bewegung pflanzte sich fort in das Gebirge und wird die Zahl der im ganzen Ermordeten auf 14000 Seelen geschätzt. Damals sandte Frankreich, als Vertreter der katholischen Interessen ein Corps von 10000 Mann nach Syrien, welches nur durch Intervention der Grossmächte von einer Besetzung der Stadt Damaskus abgehalten wurde.

Von Damaskus führt eine vortreffliche Chaussee von 112 km Länge, welche von einer französischen Compagnie gebaut ist, und auf welcher bis zur Eröffnung der Eisenbahn eine vorzügliche Diligence-Verbindung unterhalten wurde, nach Beirut.

Damaskus ist von Beirut durch den Antilibanon und den mächtigen Gebirgsrücken des Libanon getrennt. Zwischen beiden liegt eine fruchtbare Thalsenke, die Beka; diese ist zum grössten Teil von den in Syrien sehr regen und für das Land zweifellos segensreich wirkenden katholischen Orden nach europäischem Muster mit Getreide und Wein bebaut. Hier in diesem Thale finden wir die Ruinen von Baalbeck, dem alten Heliopolis, welche mit der Diligencestrasse durch

eine leidliche Chaussee verbunden sind und von hier in 4 bis 5 Stunden erreicht werden.

Auch diese Ruinen sind durch Erdbeben stark verwüstet worden. Indem ich mich begnügen muss, auf die vorliegenden Photographien zu verweisen, möchte ich ergänzend noch einige Zahlen anführen, die uns die Grossartigkeit des Baues so recht vor Augen führen, und die nachzuahmen uns, selbst mit Hilfe der zu Anfang unserer Zeitrechnung fehlenden Werkzeuge, nicht möglich wäre.

Der grosse Tempel war von 56 Säulen umgeben, von denen heute noch 6 aufrecht stehen. Dieselben sind 19 m hoch und über 2 m stark. Auf diesen Säulen befindet sich ein dreiteiliger Architrav von über 5 m Höhe. Auf welche Weise wurden diese Säulen aufgerichtet und wie der Architrav hinaufgehoben?

In der Umfassungsmauer befinden sich neben einander drei Steine, die jeder 19,5 m lang, 4 m hoch und 4 m dick sind.

Wie sind diese gigantischen Blöcke aus dem 10 Minuten entfernten Steinbruch hierher gebracht und dann auf eine 7 m hohe Unterlage gehoben worden?

In dem Steinbruch befindet sich ein auf drei Seiten bereits losgelöster Stein von über 21 m Länge, den man auf 370 cbm und ein Gewicht von 30000 Centnern berechnet hat.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Gebiet des Libanon. Der Libanon ist ein gewaltiger, langgestreckter Gebirgsstock, der von der Küste ansteigend sich in seiner nördlichen Hälfte bis zu 3000 m erhebt und auf seinem breiten Rücken während des ganzen Jahres Schnee trägt. Infolge dieser Höhenlage ist das Gebirge der Sommeraufenthalt der Küstenbewohner; wir finden, zumal in der Nähe von Beirut, viele Orte mit vortrefflichen Hotels und Sommerwohnungen, deren Besuch von Jahr zu Jahr zunimmt, zumal die Zahl der aus Egypten im Sommer hierher Kommenden im steten Wachsen begriffen ist.

Der Libanon-Distrikt untersteht nach den Greuelszenen des Christenmassakres von 1860, welches besonders hier in den Bergen viele Opfer forderte, der Kontrolle der Grossmächte, die bei der Ernennung eines Generalgouverneurs, der hier stets ein Christ sein muss, ihre Einwilligung erteilen. Man kann das Gouvernement des Libanon als das beste des türkischen Reiches in Asien bezeichnen. Ueberall haben wir die besten Wegeverbindungen, die Bewohner sind mit Steuern nur gering belastet, und finden bei jeder Beschwerde den thatkräftigsten Rückhalt bei den Generalkonsulaten in Beirut.

Landschaftlich bietet der Libanon den Reisenden eine Fülle von Abwechslung. Sehr wasserreich, finden wir überall kleine Bäche und Quellen, welche ihr klares, kaltes Wasser oft von steilen Höhen mit gewaltigem Tosen herabstürzend, dem nahen Meere zuführen. Ich dehnte meine Ausflüge im Norden bis zu der vielbesuchten, dicht an der Schneegrenze gelegenen Cederngruppe aus. Dieser im schnellen Absterben begriffene, nur noch in vereinzelt Gruppen im Libanon vorkommende Baum erinnert etwas an unsere Lärche; charakteristisch ist die schirmförmige, horizontale Verastung und die grossen, senkrecht auf den Zweigen sitzenden Zapfen. Im Süden bereiste ich den Libanon bis Bet-ed-Din, der malerisch gelegenen Residenz des Libanon-Gouverneurs, als dessen Gast ich mehrere Tage dort verweilte. Hervorheben möchte ich noch, dass die Auswanderung der Libanesen nach Amerika und Australien eine recht bedeutende ist, denn der steinige, schwer zu bebauende Boden reicht nicht hin zur Ernährung aller. Viele der Ausgewanderten kehren nach Jahr und Tag mit einem kleinen Vermögen in die Heimat zurück, richten sich à la franca ein und begeistern durch ihre Erzählung von der Welt „da draussen“ viele zu dem Versuche, dem Glücke im fremden Weltteil nachzujagen.

In Syrien besteht auf politischem Gebiet unter den Grossmächten eine starke Konkurrenz. In finanzieller Hinsicht, auf religiösem Gebiete, auf dem Gebiete der Schulen und Krankenhäuser ist Frankreich allen Staaten weit voraus;

auch Englands Einfluss ist nicht zu unterschätzen, denn für dieses Land ist Syrien das erstrebte Verbindungsglied zwischen dem Mittelmeer und den indischen Besitzungen.

Aber auch Deutschland ist in Syrien nicht unwesentlich interessiert. Die grössten Handelshäuser sind in deutschen Händen, so grosse Kolonien, wie wir sie in Haifa, Jaffa und Jerusalem haben, kann kein anderer Staat aufweisen, wir haben deutsche Schulen und Krankenhäuser, die opferfreudig ihrem schweren Berufe obliegen, — aber eins fehlt uns, und für den Orientalen ist es die Richtschnur seines Urteils, — das ist eine genügende Repräsentation seitens unserer Flotte.

Während meines einjährigen Aufenthaltes in Beirut hatten auf dessen Rhede Geschwader Englands, Frankreichs, Italiens und Russlands, Schiffe Griechenlands und Amerikas Anker geworfen, aber ein deutsches Kriegsschiff ist seit mehr denn 20 Jahren nicht dort gewesen, denn der kleine unscheinbare Stationär aus Konstantinopel, die „Loreley“, ist bei seinen alljährlichen Reisen an der kleinasiatischen und syrischen Küste nicht zu rechnen; sein Erscheinen ist nicht angethan, die Grossmachtstellung des Reiches den Eingeborenen zur Anschauung zu bringen.

Wir leben in einer Zeit, in welcher in fast allen Schichten der Bevölkerung die Notwendigkeit, unsere Kräfte zur See zu stärken und zu mehren, verständnisvoll anerkannt wird. Möge dieser Aufschwung nationalen Denkens und Fühlens auch unsern Kolonisten in Syrien und Palästina zum Segen gereichen!

Mit diesem Wunsche schliesse ich meinen Vortrag.

Hierauf ergriff der Herr Konsul, *Freiherr von Münchhausen* das Wort:

Von dem Herrn Vorsitzenden in meiner Eigenschaft als langjähriger Vertreter des Deutschen Reiches in Palästina aufgefordert, dem interessanten Vortrag des Herrn Leutnant Ruete einige Worte hinzuzufügen, gestatte ich mir, an die

drei Haupt-Richtungen anzuknüpfen, die mir aus diesem Vortrage entgegengetreten sind.

Herr Lt. Ruete hat uns zunächst ein höchst anschauliches Bild von der Art geboten, wie man im südlichen Orient überhaupt reist. Diese Art zu reisen hat auch wirklich grosse Reize. Man reitet auf in der Regel recht guten Pferden durch meist interessante Gegenden, allerdings auf recht schlechten Wegen — aber das ist Sache der Pferde — und bei desto schönerem Wetter. Mittags wird an einem schattigen Platze Halt gemacht, der Reise-Dragoman (der eigentlich Reisemarschall heissen sollte, denn zu dolmetschen hat er wenig, sondern seine Sache ist die Ausrüstung einer Art fliegenden Hôtels) serviert ein in seinen Satteltaschen mitgebrachtes kaltes Gabelfrühstück und verlangt sogar von der reisenden Herrschaft nach demselben eine möglichst lange Siesta, wenn es der zur Ruhe gewählte Platz nur irgend gestattet, damit die Maultier-Karawane, welche die Zelte und Küchengeräte transportiert, indessen den Platz des Nachtquartiers erreichen kann. Denn sein höchster Ehrgeiz ist, dass wenn die Herrschaft an diesem Platz ankommt, die Zelte bereits aufgeschlagen sind und über dem Herrschaftszelt die Flagge ihres Heimatsstaates weht. Dann werden, während die Herrschaft absitzt, bequeme Sitze im Schatten des Zeltes bereitet, auf denen ihr der Dragoman nun Vermout di Turino, Absynth oder Limonade nach Belieben serviert und sie dabei nach ihren Befehlen für die Hauptmahlzeit fragt. Die letztere wird, je nach dem mit dem Dragoman vereinbarten Preise, im Hauptzelte eingenommen, in dem auch die für die Herrschaft bestimmten eisernen Feldbetten stehen. Dieselben sind reinlich bezogen, der Fussboden mit Teppichen bedeckt, die Zeltwände lassen auch einen ziemlich starken Platzregen nicht durch. Am andern Morgen, nachdem der Reisende seine Toilette gemacht, zu der das Zelt auch alles Nötige enthält, wird ihm allerdings während des ersten Frühstücks das Zelt über dem Kopfe abgebrochen, da es wieder auf die Maultiere verpackt werden

und die Maultier-Karawane bei Zeiten aufbrechen muss, um zu rechter Zeit im nächsten Nachtquartier anzukommen. Dieser Reisemodus gefiel drei jungen vornehmen Franzosen, die zur Zeit, als ich Konsul in Jerusalem war, die Reise von Beirut über Damaskus dahin und von da nach Jaffa gemacht hatten, so wohl, dass es ihnen an letzterem Orte schwer fiel, sich von dem Zeltrain zu trennen. Da es den jungen Herren nicht an Geld fehlte, so wurde der Vorschlag laut, den ganzen Zeltrain mit allen Leuten, Pferden, Maultieren und Eseln auf den Messagerie-Dampfer zu verladen, mit nach Marseille zu nehmen und von da die Reise nach Paris zu Pferde ganz in derselben Weise zu machen, wie man eben Palästina durchreist hatte. Doch scheiterte der kühne Plan an einem schwerwiegenden Bedenken: man würde wohl nicht überall, wo es die Reiseroute erheischte zu nächstigen, von dem betreffenden Grundbesitzer oder der Ortsbehörde die Erlaubnis erhalten, die Zelte aufzuschlagen. Das geht eben nur in der Türkei. Was aber für uns, m. ver. H., an diesem Reisemodus das Interessanteste ist, das ist, dass er einem Deutschen seine Entstehung verdankt. Fürst Pückler war es, der auf seinen bekannten Orientreisen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sich dieses System erdachte und die Orientalen dazu anlernte.

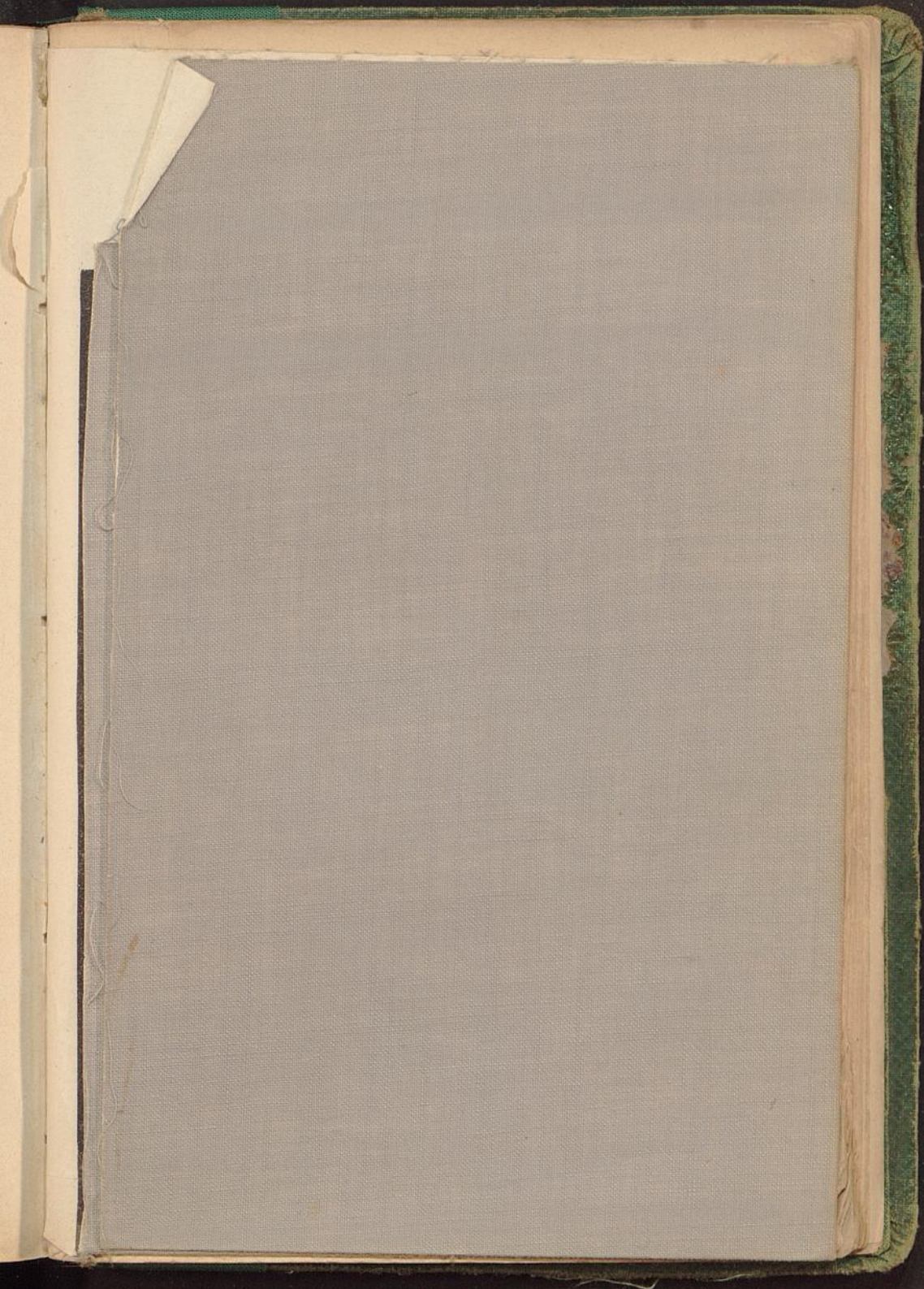
Der Herr Vortragende hat ferner einen sehr richtigen und klaren Ueberblick über die wichtigsten der heiligen Stätten Jerusalems gegeben. Ergänzend möchte ich hinzufügen, dass die Kaiserin Helena zu derselben Zeit, in welcher sie die erste, aber sehr bald durch den Einfall der Choresmier wieder zerstörte Grabeskirche erbauen liess, auch die Errichtung der Geburtskirche in Betlehem veranlasste und dass diese bis auf das Dach nie zerstört worden ist, sondern sich bis zum Dachfirst noch genau in dem Zustand befindet, wie sie auf Befehl der Kaiserin gebaut worden ist. Daher ist die Geburtskirche in Bethlehem die älteste grössere christliche Kirche der Welt; auch S. Maria Maggiore und S. Prassede, die ältesten Kirchen Roms, sind

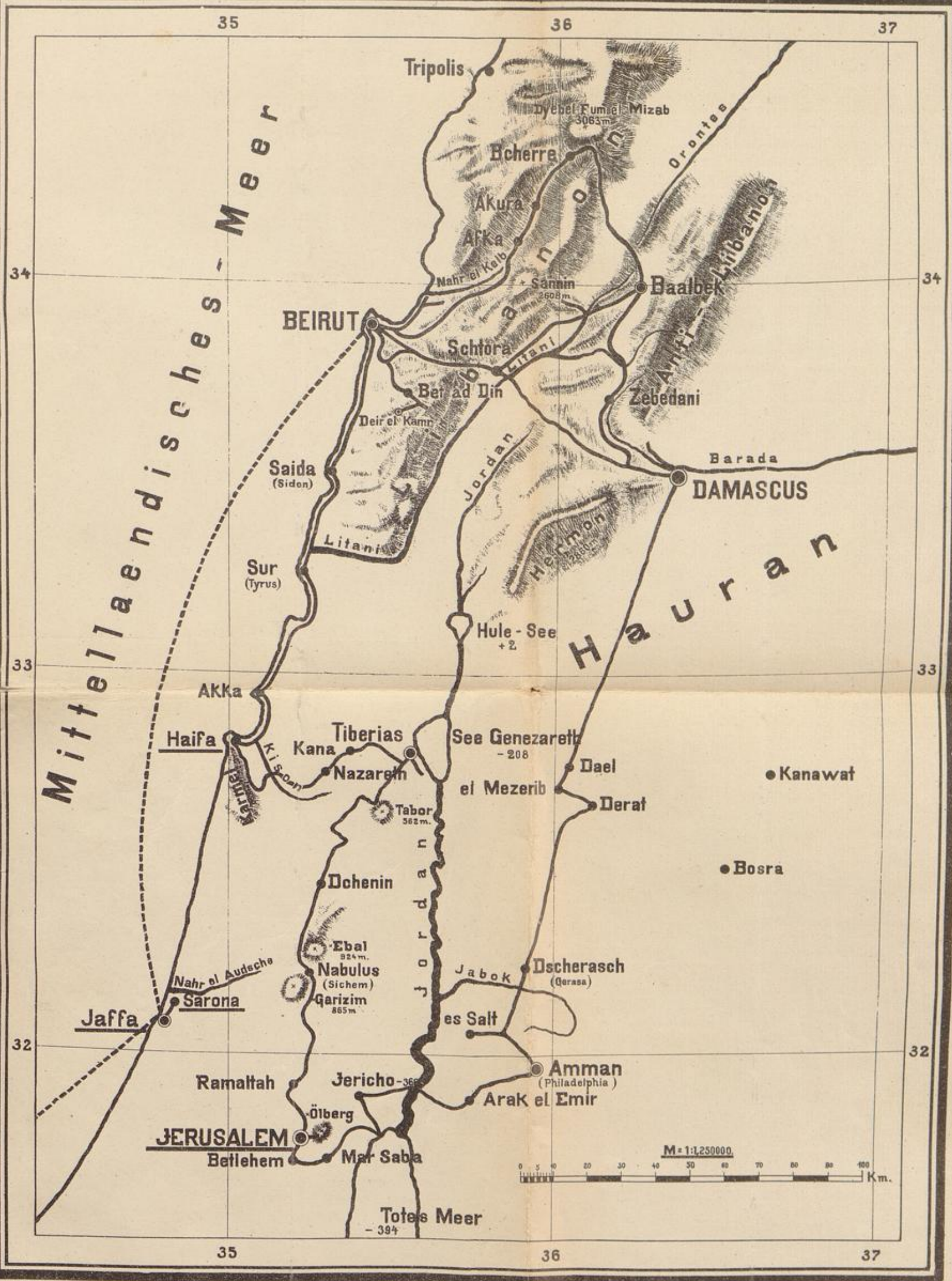
später gebaut worden. — Was aber die Echtheit der Grabeskirche anbetrifft, so möchte ich mich nicht ohne weiteres den Ausführungen des Herrn Vortragenden anschliessen. Allerdings gewinnt jeder Besucher der heiligen Stadt jetzt den Eindruck, als könne die Lage der Kirche nicht die richtige sein. Liegt sie doch mitten in der Stadt, und weiss nicht jeder, dass zu jener Zeit niemand innerhalb der Stadtmauern begraben werden durfte, und dass auch der Hügel Golgatha vor der Stadt lag? Geht man nun zum Damaskusthor hinaus, so sieht man rechts davon einen schön geformten Hügel, und jeden Besucher Jerusalems überschleicht das Gefühl: hier und nirgends anders muss das echte Golgatha zu suchen sein. Aber der Schein trügt auch hier. Es ist unmöglich anzunehmen, dass die ersten Christen die Stätte aus den Augen verloren haben sollten, an der unser Herr und Heiland gelitten hat, begraben worden und wieder auferstanden ist. Die neuere Geschichtsforschung hat erwiesen, dass nicht einmal die Juden durch Titus vertrieben worden sind; dies geschah erst später durch Kaiser Hadrian, als dieser durch den Aufstand des Bar Kochba gereizt worden. Den Christen war aber auch Hadrian nicht feindlich gesinnt, und es ist nicht anders anzunehmen, als dass sie in treuer Verehrung die heiligen Stätten stets behütet haben. — Wenn dies nun auch gleich nur ein subjektiver Beweis ist, so ist ein objektiver Beweis wenigstens dafür vorhanden, dass der Platz, auf welchem die jetzige Grabeskirche steht, sich zur Zeit Christi ausserhalb der Stadtmauern befunden haben muss. Denn in den Felsen, auf welchen die Fundamente der Mauern der das heilige Grab umgebenden Rotunde gegründet sind, befinden sich alte jüdische Felsengräber aus jener Zeit von unzweifelhafter Echtheit. Da nun innerhalb der Stadtmauern keine Gräber angelegt werden durften, der Felsen aber unmöglich seinen Standort verändert haben kann, so muss der Platz sich zur Zeit der Anlegung dieser Gräber ausserhalb der Stadtmauern befunden haben. Auch andere Nachrichten sprechen dafür, dass die Juden nach ihrer Rückkehr aus der

babylonischen Gefangenschaft die Stadt nicht wieder in der arrondierten Gestalt, die sie früher hatte, aufgebaut haben, sondern mehr in der Form eines halben Monds um den Golgatha-Hügel herum, wie es in dem vor einigen Jahren hier ausgestellten Pighainschen Panorama der Kreuzigung Christi zur Darstellung gebracht war. Auch hat man Spuren der sogenannten zweiten Mauer, d. h. der Mauer, welche die Stadt seit ihrem Wiederaufbau durch Zorobabel bis zu ihrer Zerstörung durch die Römer umgab, zwischen der Grabeskirche und dem früheren deutschen Konsulat gefunden. Erst Kaiser Hadrian hat bei dem Wiederaufbau der Aelia Capitolina die alte arrondierte Form wiedergegeben, die ihr heutiger Grundriss wieder zeigt.

Endlich hat Herr Leutnant Ruete noch des uns hier am meisten interessierenden Gegenstandes, der württembergischen Tempelkolonien im heiligen Lande, in anerkennender und eingehender Weise gedacht und namentlich die Schwierigkeiten erwähnt, welchen die Kolonisten bei Regelung ihrer Grundbesitzverhältnisse seitens der türkischen Regierung begegneten. Allerdings interessiert uns dieser Gegenstand hier vorwiegend, da wir hier einmal ein Beispiel wirklich deutscher Kolonisation mit Erhaltung der deutschen Nationalität vor uns haben; speziell berührt uns aber auch noch der Umstand, dass der von Herrn Leutnant Ruete auch genannte Stifter der Tempelgemeinde, Christ. Hoffmann, der Bruder eines Mannes war, der hier in Berlin vor nicht allzu langer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat, des Vorgängers D. Kögels in dem Amte als Oberhofprediger und Generalsuperintendent der Kurmark. — Was nun jene Schwierigkeiten anbetrifft, so liegen sie in der türkischen Bodengesetzgebung und haben im Jahre 1868, als Herr Hoffmann in Konstantinopel erschien, um mit der damals norddeutschen Bundesgesandtschaft das Projekt zu besprechen, die kompetenten Gesandtschaftsbeamten veranlasst, ihm auf das Allerdringendste von der Ausführung des ganzen Planes abzuraten. Wir sahen, als Herr Hoffmann durchaus davon

nicht ablassen wollte, den Ruin des ganzen Unternehmens, die totale Verarmung aller Kolonisten als unausbleibliche Folge des in der Türkei herrschenden Raub- und Ausaugungssystems kommen. Gott sei Dank ist es nicht so weit gekommen, wenn auch das schliesslich Erreichte ebenso weit entfernt ist von den Idealen, mit denen die Leute im Jahre 1869 an der Küste landeten. Die Wahrheit lag, wie immer, auch hier in der Mitte. Dass aber noch soviel erreicht wurde, lag neben dem Fleiss und der Sparsamkeit der Kolonisten, an einer 30jährigen Sisyphos-Arbeit unserer deutschen Vertretungsbehörden, die gegen die grössten Schwierigkeiten die Türken immer wieder darauf hinführen mussten, den Kolonisten ihr Recht zu geben. Mit den Einzelheiten dieser Schwierigkeiten will ich Sie verschonen, meine geehrten Zuhörer, das ist ein unendliches Kapitel. Wünschen wir den Kolonisten nur, dass sie sich und ihren Besitz dem Zwecke erhalten, der sie ins heilige Land geführt hat, und dass sie ferner gedeihen und dem deutschen Namen Ehre machen!





Bibliothek der
Lesekalle in Bremen